

Nr. 238. Bromberg, den 31. Oktober 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

Ein zerbrochenes, schluchzendes, heftiges, nervöses Lachen durchschüttelt Bernier. Schon hat die Polizei ihre mächtige Hand auf ihn gelegt. Man ist ihm auf der Spur. Dieser Mann mit der roten Krawatte, der da, an die Mauer gelehnt, ihn heimlich beobachtet, ist ein Geheimpolizist. Aber es müssen noch andere, verkleidet, in der Nähe sein. Um einen Mann wie Bernier abzufassen, einen so gefährlichen Sträfling, der sich sogar aus der Hölle von Nouméa zu flüchten wußte, dazu schickt man nicht einen einzelnen aus. Wo sind die anderen? Und wie viele sind es? Ist einer davon dieser Gemüsehändler — dieser Straßenhändler, der soeben übertrieben natürlich ein ganzes Gerüst von Artischocken auf seinen Wagen auftürmt? Oder dieser Anstreicher, der mit seiner Leimrute über die schadhafte Vorderfront eines Wirtshauses fährt? Oder dieser Straßenkehrer? Oder? . . .

Ob es nun einer oder zehn sind — wie gleichgültig! Bernier lächelt ein höhnisches Lächeln . . . Er hat keine Kraft mehr, zu fliehen. In nur zu fürchterlichen Stunden haben sein Leib und seine Seele zu viel Strapazen, zu viel Ängste ausgestanden. Er ist besiegt. Er hat sich für kräftiger, für weniger leicht verwundbar gehalten. Vor zehn Jahren hätte er Tag und Nacht, Meilen um Meilen, fliehen können, hätte sich von Wurzeln genährt, hätte so gut, wie gar nicht geschlafen. Damals war er, gewöhnt an die härteste Arbeit und an die äußersten Entbehrungen, ein magerer Wolf mit Muskeln aus Eisen und einem Herzen aus Stahl gewesen.

Aber seit er ein Mensch wie die anderen geworden war, war er voll und untersetzt; er aß, so viel er Hunger hatte, trank, so viel er wollte, schlief nach Belieben, kurz, er lebte im Frieden geruhiger Tage. Heute merkte er wohl, daß ihm die Gewohnheit und die Kraft zu leiden abhanden gekommen waren. Der zivilisierte Mensch hatte das wilde Tier gebändigt. Und deshalb war er nun geschlagen worden.

Bernier hat jetzt nicht einmal die Kraft mehr, seiner Verzweiflung in einem bitteren Lachen den Lauf zu lassen. Jedes Zucken des Kopfes tut so weh im Genick! Seine Stirne ist schwer wie Eisen. Er lehnt sich mit einer Schulter an die Scheibe einer Auslage und wartet nun totenbleich und ausgeliefert auf sein Schicksal.

Der Mann dort hat sich mit einer langsamen Drehung des Rückens von der Mauer abgewandt und kommt jetzt, die Hände in den Taschen, näher.

Er kommt langsam . . . Er scheint erraten zu haben, daß seine zitternde, erschöpfte Beute ihm nun nicht mehr entgehen kann und daß sie sich ohne Widerstand ergeben wird. Er kommt langsam und hat — sicherlich um die Flamme des Triumphs zu verbergen — die Augen halb geschlossen.

Er kommt.

Bernier sieht aus wie ein wehrloser Vogel, den ein Sperber hypnotisiert. In unwiderstehlichem Zwang wendet er sich dem rätselhaften Antlitz zu, bietet seinen Rücken schon der rohen Faust des Polizisten, die sich nun darauf legen muß. Und schon hält er die Hände den grausamen Handschellen entgegen.

Der Mann berührt ihn. Bernier stößt einen wimmernden Laut aus. Der Mann geht dicht an ihn heran und sagt: „Fünfundneunzig."

Da öffnet Bernier die verstörten Augen und röchelt: „Einundsechzig . . ."

Neuntes Kapitel.

Das Fest wird gestört . . .

Der falsche Koch und der Pseudo-Tellerflicker drangen in den Tanzsaal ein: „Er ist nicht mehr in seinem Zimmer! . . . Wo ist Bernier? . . . So hört doch auf . . . Wo ist Bernier? . . ."

Alle beide hielten sie die Revolver vor.

Die Ziehharmonika von Klein-Louis, die unter seinen schnellen Fingern in den höchsten Tönen schnarrte, das dumpfe und unaufhörliche Gehämmer der Schuhsohlen, das Keuchen, Lachen und Schreien der sich drehenden Paare, das Ächzen des Fußbodens, all diese mannigfaltigen Geräusche ließen die Stimmen der Polizisten nicht aufkommen.

Sie brüllten sich die Lungen aus: „Hört auf, zum Teufel! . . . Wo ist Bernier?" und pufften in die Paare hinein.

Klein-Louis, der auf seiner Kiste oben die wogende Menge der Köpfe überschaute, war der erste, der mitten im ärgsten Durcheinander zwei wilde ausgestreckte Arme, die je einen Revolver schwangen, wahrnahm. Das erinnerte ihn plötzlich an eine der krassen Szenen, wie sie in amerikanischen Films vorkommen, wenn man sieht, wie Präriejäger plötzlich eine Spelunke mit Cowboys überfallen. Er zog vor lauter Entsetzen die Ziehharmonika auseinander, daß sie mit all ihren nunmehr freigewordenen Griffen aufheulte. Der Tanz setzte mit einem Ruck aus.

Der Musikant war aufgesprungen. „Ich kann nichts dafür", schrie er.

Denn die ganzen Hochzeitsgäste fuhren auf ihn los. Er aber zeigte mit zitternder Hand auf den Koch und den Tellerflicker: „Die sind es!"

Während die beiden,außer sich und beinahe schon ohne Stimme, immer schrien. „Wo ist Benier? . . . Wo ist Ber . . .nier?"

Ein paar Frauen kreischten vor Schrecken über die Waffen. Eine Panik schien auszubrechen . . .

Der Spaßvogel, der vorher immer das Hurrahgeschrei kommandiert hatte, wollte sich vor dem schwachen Geschlecht groß tun und, um es zu beruhigen, die fremden Spielverderber einen nach dem andern entwaffnen. Er warf sich zuerst auf den Koch. Wie unvorsichtig! Ein sicherer Griff und schon saß er auf einem der Ornamente des Fußbodens. Der Tellerflicker aber schwang seine Polizeilegitimation im Bogen herum und keuchte dabei: „Wir sind von der Poltzei! Achtung, von der Polizei!"

Dumpfes Entsetzen legte sich auf alle. Ein stummer Kreis umstand auf einmal die Polizisten.

Sie wiederholten: „Wo ist Bernier? . . . Laßt ihn nic entkommen!"

„Wer ist Bernier?" fragte erstaunt der Vater Babu

„Ja, richtig," keuchte der Koch, „Ihr wißt es ja nich Wo ist Vinzenz Parolt?"

„Mein Schwiegersohn?"

„Ja."

„Aber — der ist doch in seinem Zimmer."

„Dort ist er nicht mehr! . . . Ist er hier?"

„Wir haben ihn nicht mehr gesehen."

Die junge Frau fragte voll Angst: „Aber, was wollen Sie denn von meinem Mann?"

„Ihn verhaften."

Gesicht und Hände der Neuvermählten wurden weißer als ihr Hochzeitskleid und ohne einen Laut von sich zu geben, fiel sie vornüber in Ohnmacht. Man hörte noch ab und zu einen Seufzer aufzittern. Sonst blieb die ganze Hochzeitsgesellschaft schweigend und gaffend um sie stehen.

Der Tellerflicker brachte nun Entschuldigungen vor: „Man muß ihn verhaften ... ja ... aber man wird es so wenig arg als möglich machen ... Die arme Frau! ... Natürlich, das wirft sie um ... Aber wir schließlich ... wir müssen ihn verhaften."

Der Vater Babulard war wie vor den Kopf geschlagen. Er hielt sich beide Hände an die Schläfen und beugte sich, beugte sich nach vorn, als zöge ihn das Gewicht seiner Stirne zu Boden. Man hielt ihn unter den Armen und an den Schultern fest. Er stammelte: „Was ... hat er getan? ... So sagt es doch ... sagt es doch!"

„Was er getan hat," warf der Koch ein, indem er auf den Laden zuschritt, „aber Paroli ist doch Bernier und Bernier, der Mörder des Steuereinnehmers von Ploubalec, ist aus dem Bagno ausgebrochen."

Die Frauen stoben auseinander. Ein Tiger hätte ihnen keinen solchen Schrecken eingeflößt, wie ein Sträfling aus dem Bagno. Wilde Bilder von Blut und Mord stiegen in ihnen auf.

Man trug die junge Frau hinaus ...

Dem Vater Babulard sanken die Knie ein. Er hatte den Kopf fallen lassen, dessen ganzes Gewicht nun in dem Kinn lag. Ein dünner Faden Blut rann ihm aus einem Nasenloch. Sein großer weißer Bart wurde nach und nach rot.

Der Tellerflicker schrie auf einmal: „Sicher ist er auf dem kleinen Wagen versteckt fortgefahren."

„Ja... im Sarg... das ist eine Idee!... Laufen wir!" befahl der Koch, der eben den Laden durchsucht hatte. „Ich werde ein paar Leute zur Bewachung hier lassen."

Da fragte eine gutmütige dicke Dame weinend: „Aber der Kleine ...? Wo ist denn der Kleine?"

„Ja, der Kleine ... wo ist er?" wiederholten ein paar mitleidige Stimmen.

Worauf sich einige mitfühlende Seelen rufend im ganzen Haus verstreuten: „Boubou! ... Boubou! ... Boubou! ..."

Louisa, die Braut, hatte die rücksichtslosen Aufklärungen des Detektiv-Kochs nicht mehr gehört. Sie hatte schon früher das Bewußtsein verloren. So mußte man es ihr auf unendlichen Umwegen beibringen. Aber kaum hatten die Erzähler, alles gute Freunde, die sich, um den Mut nicht zu verlieren, gleich mehrere auf einmal zusammengetan hatten, die entsetzliche Anschuldigung näher bezeichnet, so schüttelte sie auch schon schluchzend ununterbrochen den Kopf: „Unmöglich! ... Nein, es ist nicht möglich ... nein ... Sagt das nicht!"

„Aber die Beweise sind da ... Überzeugende Beweise!"

„Nein, nein ... Ich sage euch, nein!"

„Er hat einmal einen Menschen getötet ... wurde verurteilt ..."

„Unmöglich! ... Ich kenne ihn doch ... es ist unmöglich ... er ist zu gut ... zu rechtlich ... zu weich ... es ist ein Irrtum ... Ihr werdet sehen ... ein Irrtum!"

„Aber er gesteht es ja selbst durch seine Flucht!"

„Ist er wirklich geflohen! ... Ach Gott, ach Gott! ..."

„Sie sehen also!"

„Nun gut, dann fühl ich es ... es ist unmöglich ... mein Herz kann mich nicht täuschen!"

Da sahen die Freunde sich heimlich mit mitleidigen Gesichtern an. Und einer von ihnen zeigte verstohlen auf seine Stirn, um damit stillschweigend anzudeuten, daß die junge Frau wohl den Verstand verloren habe. Und alle andern stimmten ihm mit einem Kopfnicken bei.

Louisa aber wiederholte, das Gesicht in den Händen, mit einer kleinen, schwachen, sanften, tränenvollen, aber merkwürdig eigensinnigen Stimme: „Unmöglich ... unmöglich ... unmöglich ..."

Der Vater Babulard hatte einen leichten Schlaganfall erlitten. Aber da alles geschah, was man nur dagegen tun konnte, erholte er sich bald. Als er wieder bei Kräften war, konnte der Alte gar nicht aufhören zu beteuern: „Nie im Leben hätte man das denken können ... nie ... nie!"

Die Nachricht von diesem sensationellen Ereignis verließ mit den Hochzeitsgästen und der Polizei zugleich das Haus. Durch flinke Zungen verbreitet, war sie bald durch ganz Nogent gedrungen. Sie verteilte sich in die verschiedensten Gerüchte, die nun durch alle Gassen liefen. Und jedes Gerücht zersplitterte wieder in jeder Straße von Haus zu Haus. Über jede Türschwelle drang es in alle Gänge, über alle Treppen hinauf, vom Parterre bis in den letzten Stock. Die ganze Stadt hatte bald nur mehr eine Stimme, eine umfangreiche Stimme, die immer wieder mit tausend Mündern dieselben Worte wiederholte: „Der Tischler Paroli ist eben verhaftet worden ... Er ist ein alter Sträfling, der aus dem Bagno entsprungen ist."

Gegen Abend kam eine neugierige Menge vor das „Unglückshaus", blieb dort stehen und vermehrte sich zusehends. Es war eine stumme, man konnte beinahe sagen, eine traurige Menschenversammlung ...

„Wer hätte das gedacht?" murmelten einzelne Stimmen. „Er machte doch so einen anständigen Eindruck, dieser Paroli!"

Ein paar Lausbuben machten zwar den Versuch, Pfiffe auszustoßen, wurden aber von der Menge beschimpft und zogen sich wohlweislich zurück.

Gegen acht Uhr abends kamen ein Untersuchungsrichter, ein paar Detektive und eine große Anzahl Journalisten.

Zehntes Kapitel.

In dem Bernier ein Glied der Kette findet.

Der Unbekannte fährt fort: „Du bist also einer."

„Ja", flüstert der Verfolgte und versucht, sich wieder aufzurichten. „Ich bin einer ... Aber du?"

„Ich nicht."

Bernier gleitet in plötzlichem Schrecken schief an der Auslagenscheibe herunter. Der Polizist hat ihn also, um ihn besser „zu packen", wie einen grünen Jungen „drangekriegt".

Doch der andere lächelt: „Hab keine Angst ... Ich bin keiner ... aber mein Dade (Vater) gehört zur Brüderschaft ... ist fünfzehn Pfund (Jahre) im Bagno gesteckt ... Daher kenn ich das Losungswort ... Darfst es dem Alten nicht übelnehmen, daß er es mir verraten hat ... der kann schon lang nicht mehr kriechen ... da hat er mir gesagt: 's ist, wenn du einmal ein paar Brüder triffst, die's nötig haben ... Ich werde dich in die Bude bringen ... meinem Alten wird's recht sein ... er sucht gerad nach ein paar festen Kerls für eine Arbeit. Komm!"

Bernier will einen Schritt machen. Er schwankt. Der Unbekannte stützt ihn rasch mit fester Hand.

„Na ... was hast denn ... man könnt meinen, es geht nicht."

„Nein, es geht nicht."

„Bist vielleicht besoffen?"

„Nein."

„Also?"

„Ich hab Hunger."

„Hättest es sagen müssen ... Bekommst was zu futtern ... Ich hab den Auftrag ... Den Genossen der Verbindung darf nichts verweigert werden! ... Dünn ist das Mädel! ... Kriegt auch was zum Beißen, das arme Ding! ... Der Schratz ist sehr auffallend ... Also kommt alle beide! ... 's ist gleich daneben."

Der Unbekannte führte sie mit sich fort.

„Stütz dich auf mich, Kamerad ... hab keine Angst ... ich bin gekocht ... bist nicht der erste ... und du, Kleine, halt dich an meinem Rock ... halt dich fest ... So, da sind wir."

Sie traten alle drei in den dunklen Gang eines höchst zweifelhaften Hotels.

„Vater Polyte!" schrie der Unbekannte.

Da erscheint ein ganz kleiner, dickbäckiger Mann. Sein Fleisch ist fahl und aufgedunsen, seine Toilette sehr summarisch; er trägt Khaki-Hosen und ein Baumwollhemd mit schwarzen Blumen auf gelbem Grund. Die nackten Füße stecken in grünen Pantoffeln mit geflochtenen Sohlen.

„Ach!" ruft er mit einem breiten Begrüßungslächeln, „sind Sie es, Herr Ferdinand?"

Und schon kommt er mit wedelnden Hüften und kurzem, asthmatischem Atem den Ankömmlingen entgegen.

Er flößt Boubou ein wenig Angst ein, denn er öffnet einen ungeheuren schwarzen Mund, in dem nur mehr zwei lange, kampflustige Eckzähne stehen. Außerdem hat er einen struppigen Robbenschnurrbart, an dessen aufgezwirbelten Spitzen er mit seinen gelben Lippen saugt.

„Polyte, gib uns ein Zimmer", verlangt Herr Ferdinand. „Ich hab da mit einem Kameraden zu tun ... Und du bringst uns auch etwas zu knabbern."

„Ein bißchen Käse, Herr Ferdinand?"

„Schön ... Und auch was zu trinken."

Vater Polyte hat eine niedrige, kleine Tür aufgestoßen und beugt sich nun feierlich nach vorne, indem er seinen riesigen Bauch mit beiden Händen zurückdrückt.

„Wenn die Herrschaften eintreten wollen ..."

Bernier, sein Sohn und der Unbekannte begeben sich nun in eine Art finsteres, von einer flackernden Gasflamme nur spärlich beleuchtetes Loch. Das Pfeifen des Gases erscheint wie ein Fluchtsignal. An den Papiertapeten haben Generationen von Fliegen ihre schmutzigen, punktierten Spuren hinterlassen. Zwischen den Reklamen für Schnäpse, Narkotika und Erfrischungen sind auch einige ausgetrocknete Wanzenleichen zu sehen, die in einem schwarzen Blutbad stecken.

(Fortsetzung folgt.)

Künstlerfahrten in Zentralasien.

Seltsame Abenteuer eines Malers in Tibet und China.

Von Dr. H. Laske, London.

Berechtigtes Interesse erregte vor einiger Zeit in der Londoner „Paterson Galerie“ eine Ausstellung von Bildern, die der bekannte österreichische Maler Roland Straßer in Tibet und der Mongolei gemalt hatte. Der erst vierzigjährige Künstler gehört zu einer Klasse von Malern, wie es deren wohl wenige geben dürfte. Aus Lust am Abenteuerlichen durchstreifte er die fernsten und wildesten Länder, um Land und Leute im Bilde festzuhalten. Mehrfach ist er nur mit knapper Not dem Tode entgangen, so auch auf seiner letzten Reise, die ihn ins wildeste Zentralasien führte.

Von Indien aus ging Straßer heimlich ohne Papiere und gegen den Rat aller seiner Bekannten über die tibetische Grenze. Außer seinen Malutensilien und einer einfachen Feldausrüstung hatte der kühne Jünger des Apelles nicht viel bei sich. Ein wohlgesinnter Tibeter hatte ihm geraten, die größeren Orte zu vermeiden, wenn er lebendig zurückkehren wolle. Diesem Rate folgte er, hielt sich meist an die Karawanenstraßen und lebte von selbstgeschossenem Wild.

Große Schwierigkeiten hatte er, sowohl in Tibet als auch in der Mongolei, die Eingeborenen zu bewegen, ihm als Modell zu sitzen. Infolge ihres außerordentlichen Aberglaubens sind sie überzeugt, daß sie sich den bösen Geistern ausliefern, wenn sie ein Bild von sich anfertigen lassen. Gleichwohl konnte Straßer eine Reihe Lamas, Soldaten und selbst einige Frauen so weit bringen, ihm zu „sitzen“, wenn es auch wiederholt vorkam, daß die Bedenken des Modells während der Sitzung wieder so groß wurden, daß er sich ungeachtet aller Beschwörungen eilig davon machte und den Maler mit dem halbvollendeten Bilde zurückließ. Einmal hatte Straßer nach vielen Schwierigkeiten einen Lama dazu gebracht, ihm als Modell zu dienen, als der Oberlama dazu kam und den Künstler mit all seinem Gerät zum Tempel hinaus jagte. Ein anderer Lama, dessen Bild glücklich vollendet war, bestand darauf, ein Gebet auf die noch feuchte Leinwand zu schreiben, um so der Wirkung böser Geister zu begegnen.

Die Frauen ließen sich nur dann als Modelle gewinnen, wenn Straßer ihnen vorher persönlich bei einem Lama die Erlaubnis dazu erwirkt hatte. Sie ließen sich auch stets vom Lama segnen, bevor sie sich auf das bedenkliche Abenteuer einließen.

Die aufregendsten Begebenheiten erlebte Straßer in der Mongolei und in China. Gleich nach Überschreiten der mongolischen Grenze wurde er als Spion verhaftet, nach Urga gebracht und mit zwölf Russen in ein Gefängnis gesteckt, das auch den bescheidensten Begriffen von Sauberkeit Hohn sprach. Alle wurden in einem kleinen Raum zusammengepfercht. Zu essen gab es nichts als das, was man von Bekannten zugesteckt erhielt oder für schweres Geld kaufte. Ein Russe saß schon neun Monate in dem Loch, ohne daß sich jemand um ihn kümmerte. Er hatte einige Eingeborene daran zu hindern gesucht, ihm gehörende Bäume umzuschlagen — das war sein ganzes Vergehen. Von Zeit zu Zeit wurden einige der Gefangenen herausgeholt. Sie kamen nicht wieder, man hatte sie an die Wand gestellt und erschossen. Straßer drohte das gleiche Schicksal, doch gelang es ihm bereits nach sechs Tagen, seine Freiheit wieder zu erlangen.

Seine Lage war dadurch nicht viel gebessert. Er befand sich unter steter Bewachung, die Ausübung seiner Kunst war ihm untersagt. Nach drei Monaten erhielt er endlich von dem mogolischen „Kultusminister“ ein amtliches Schriftstück, das ihm das Verlassen des Landes gestattete. Indessen wurde das Dokument von den Soldaten nicht erkannt, ihnen schien der Herr Kultusminister eine unbekannte Erscheinung zu sein. Erst als der „Polizeipräsident“ von Urga ein ähnliches Schreiben ausstellte, konnte Straßer seine Reise fortsetzen.

Nach dem Überschreiten der chinesischen Grenze geriet er mitten in die Feindseligkeiten zwischen Tschangtsolin und Fengyuhsiang, doch gelangte er mit den wertvollen, unterwegs angefertigten Erzeugnissen seiner Arbeit glücklich nach Kalgan. Dort wäre er beinahe ein Opfer der die Stadt plündernden Soldateska geworden.

Dann ging er weiter nach Peking. Der erste Zug, der seit acht Monaten die Strecke passiert hatte, brachte den Maler nach der Hauptstadt des Reiches der Mitte. Die Fahrt erfolgte in einem Viehwagen, der mit chinesischen Soldaten überfüllt war. Ein mitfahrender Bauer wurde von den Marodeuren während der Fahrt erschlagen und einfach zum Wagen hinaus auf die Strecke geworfen. Durch Worte und Gebärden zeigten die Mörder dem weißen Reisenden, daß sie nicht übel Lust hätten, ihm das gleiche Schicksal zu bereiten. Nur seine Kaltblütigkeit und äußerste Zurückhaltung bewahrten den Künstler vor einem vorzeitigen Ende.

In Peking traf ihn ein harter Schlag. Als er seine wertvollen Bilder aus dem Packwagen ausladen wollte, stellte sich heraus, daß die Kisten erbrochen und nicht weniger als 180 unersetzbare Bilder, Skizzen und Entwürfe vernichtet oder so beschädigt waren, daß sie nicht wieder hergestellt werden konnten. Als er dem zuständigen Beamten mit einer Beschwerde und Schadenersatzforderung drohte, riet dieser ihm, angesichts der Verhältnisse im Lande lieber ganz ruhig zu sein, wenn er Wert darauf lege, lebendig China zu verlassen. Straßer blieb nichts anderes übrig, als den wenig tröstlichen Rat zu befolgen. Übrigens trug er den Verlust mit um so größerer Ruhe, als er auf seinen früheren Künstlerfahrten Schlimmeres erlebt hatte. In den Wildnissen Neuguineas wurden sein Freund und der Führer von Eingeborenen erschlagen und gefressen. Straßer selbst hatte unter Zurücklassung von 30 Bildern das nackte Leben retten können.

Derartige Widerwärtigkeiten schrecken den Künstler aber durchaus nicht ab. Er plant bereits eine neue Expedition, die ihn diesmal in die Eiswüsten Alaskas führen soll.

Der „schwarze Ritter“.

Skizze von Oleg Berting-Brünn.

Die Stirn gegen die Fensterscheibe seines Abteils gelehnt, blickte Baron Bodo Hövden schwermütig in die dunkle Regennacht hinaus. Er hatte sein Studium in Deutschland beendigt und kehrte auf sein Gut Seedorf in Estland zurück. So sehr er auch die Scholle seiner Väter liebte — der Gedanke an das Leben in der herbstlichen Einsamkeit, das ihm jetzt bevorstand, stimmte ihn doch traurig. Um so mehr, als es mit der großzügigen, ländlichen Geselligkeit und dem frohen Jagdgetriebe von früher vorbei war. Vielleicht für immer. Die estländische Regierung hatte die deutschen Gutsbesitzer nah und fern von ihren Gütern vertrieben und das Vätererbe unter anderstämmige Bauern verteilt. Nur er und noch einige wenige Deutsche durften einen kleinen Teil ihres Besitztums behalten, da sie sich im Freiheitskriege gegen die Bolschewiken ausgezeichnet hatten. Der Unterschied von heute und gestern lastete schwer auf Baron Bodo.

Das Gleise machte eine scharfe Biegung, und der Zug verließ den Wald. Regentrübe Lichter tauchten in der Ferne auf. Der Baron fuhr jäh aus seinen Gedanken empor und empfand ein leichtes Unbehagen. Er war am Ziel. Es wurde hell, und die Räder standen still.

Ein Diener erwartete ihn und nahm das Gepäck. Noch einen letzten Blick warf der Baron auf die ungleichmäßig erleuchtete Fensterreihe des Zuges. Dann tauchte er im Dunkel seiner altmodischen Kalesche unter. Nur langsam ging es weiter auf den durchweichten Wegen, in der sturmgepeitschten Finsternis.

Ein ekelhaftes Frieren kroch klebrig durch den Körper des Reisenden. Ab und zu versank er in einen unruhigen Halbschlummer. Dann sah er gräßliche Spukgestalten in tollem Reigen an sich vorüber ziehen. Einige hielten, nahe und groß, vor ihm still und schnitten scheußliche Fratzen. „Ich muß wohl Fieber haben“, dachte der Baron und fühlte seinen Puls, der hart und schnell daher jagte. Wieder versank der Einsame in sein halbwaches Träumen.

Endlich hielt der Wagen nach Durchquerung des düsteren Parkes vor der Freitreppe des Schlosses, das in tiefe Dunkelheit gehüllt lag. Nur aus dem Erdgeschoß drang mattes Licht durch die geschlossenen Fensterläden. Dort hausten der Diener, die Köchin und einige der wenigen ihm noch verbliebenen Gutsarbeiter.

Undeutlich hob sich das gelbgraue, nicht sehr große Gebäude gegen den schwarzen Grund der tannenbewachsenen Uferfelsen ab. Unheimlich wie die Gruft eines Riesen, dem das Heulen des Sturmes und das Brausen des nahen Meeres ein schauerliches Totenlied sangen, während rauschende Regenfluten weinten.

Ein Gefühl unendlicher Verlassenheit überkam den Baron. „Warum brennt kein Licht?“ fragte er den Diener. „Die Elektrizität hat versagt und kann vor morgen nicht in Ordnung gebracht werden. Mit Kerzen aber müssen wir sparen. Es sind wenig da, und die Nacht ist lang.“

Noch einsamer fühlte sich der Baron im großen Speisesaal, den zwölf Kerzen in altertümlichen, silbernen Tischleuchtern nur ungenügend mit flirrendem Licht erhellten. In der feuchten Kühle des alten, noch nicht geheizten Steinhauses schlugen plötzlich seine Zähne leicht gegen einander. Mit Mühe gelang es ihm, einige Bissen hinunter

zu würgen. Desto eifriger sprach er dem heißen Grog zu, den er sich mit kochendem Wasser aus dem Samowar selbst braute.

Mit tiefen, getragenen Schlägen schlug die alte Standuhr die zwölfte Stunde. Durch die offene Tür sah der Baron im Spiegel des benachbarten Zimmers, wie der hinter ihm stehende Diener zusammen schrak und blaß wurde. Deutlich leuchtete sein großes, weißes Gesicht auf der glänzenden Oberfläche. Baron Bodo war frei von jedem Aberglauben. Aber in diesem Augenblick durchbebte ihn doch irgendeine urmenschliche Furcht vor den Unbegreiflichkeiten der Nacht, das Grauen vor der jetzt einsetzenden Geisterstunde. Doch beherrschte er sich sofort und fragte den Diener in etwas spöttischem Ton, was ihn so erschreckt habe.

„Der „schwarze Ritter" soll um Mitternacht noch immer umgehen", erwiderte der Diener ängstlich. Nicht gerne sprach er diesen furchtbaren Namen aus. Dem Baron fiel die alte Sage seines Geschlechts ein. Der „schwarze Ritter" kündete Unglück. Gleich nachdem er zum erstenmal erschienen war, brachen die russischen Scharen unter Iwan dem Schrecklichen ins Baltenland ein, und der Ahnherr des Geschlechts trug zugleich mit der Siegesbotschaft eine tödliche Wunde heim. Wie ein kalter Hauch umwehte es plötzlich den Baron.

„Unsinn!" fuhr er auf. Etwas barsch, um sich selbst zu beruhigen. „Die Zeit der Schloßgespenster ist längst vorüber! Du bist ein Hasenfuß, mein lieber, alter Jaan", fügte er lächelnd hinzu. Der Diener zuckte die Achseln und schwieg.

„Geh schlafen", sagte der Baron, „und schlag dir deine Hirngespinste aus dem Kopf."

Der Diener ging. Der Baron trank noch hastig einige Gläser Grog und begab sich dann auch zu Bett. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Eine sonderbare Unruhe quälte ihn. Seine Stirn glühte, seine Pulse flogen, und immer wieder kreuzte die Riesengestalt eines schwarzen Ritters die wirren Bilder, die einander in seinem Gehirn jagten. Unruhige Gedanken peinigten ihn. Schloß Seedorf lag hart am Meer, dessen zerklüftete Ufer gerade an dieser Stelle von Schmugglern wimmelten. Wie leicht konnte sich darunter gefährliches Gesindel mischen, das, aufgehetzt von bolschewistischen Agitatoren, bei Gelegenheit auch einem Gutsbesitzer an den Kragen wollte. Vom Schloß aber führte ein alter, unterirdischer Durchgang zum Meer. Vielleicht hatten Unberufene ihn zufällig gefunden, die nun Böses planten. Möglicherweise war es kein Zufall, daß die Elektrizität gerade heute, am Tage seiner Ankunft, versagt hatte!

Es war nicht mehr zum Aushalten. Er mußte Gewißheit haben! Zugleich regte sich in ihm die Lust am Abenteuer. Er beschloß, den geheimen Gang aufzusuchen und sprang aus dem Bett. Das Zimmer, in das er mündete, war auch der Ort, wo der „schwarze Ritter" sich zu zeigen pflegte. Eine Kerze in der Linken und die Hand mit dem entsicherten Browning in der Tasche seines Schlafanzuges, machte der Baron sich auf den Weg.

Das flackernde Licht warf spukhafte Schatten in die hohen, weiten Räume. Der Fußboden knarrte; hin und wieder knackte ein altes Möbelstück. Die hohen Wände und Decken warfen diese Geräusche mit vervielfältigter Kraft zurück, und schauerlich hallten sie durch die zuckenden Dämmerschatten der Nacht. Draußen heulte der Sturm, und der Regen trommelte unaufhörlich gegen das Fenster.

Der Baron fühlte, daß statt des menschlichen Feindes, den er suchte, ein anderer, viel schlimmerer Feind sich aus dem Hinterhalt auf ihn geworfen hatte — das Grauen. Immer fester packte es ihn mit seinen eisigen Krallen und trieb ihn unaufhaltsam vorwärts, einem unheimlichen Etwas entgegen, dessen Wesen und Gestalt er sehen, fassen, greifen mußte, um es zu überwinden! So trug die unwiderstehliche Neugier des Grauens seine Schritte und beflügelte sie . . .

Keine Macht der Erde hätte ihn jetzt veranlassen können, umzukehren. Denn sonst wäre dieses Etwas hinter ihm her geschlichen, und jeden Augenblick hätte er erwarten müssen, daß es ihm würgend in den Nacken sprang.

Da stand er schon vor dem Zimmer. Dunkel gähnte die vom Alter geschwärzte Eichentür ihm entgegen. Am liebsten hätte er blindlings drauflos geschossen, um die furchtbare Spannung seiner Nerven zu zerreißen. Doch beherrschte er sich, blieb stehen und suchte in der Tasche nach dem Schlüssel.

Da öffnete sich die Tür plötzlich geräuschlos. Ein Licht blitzte auf und erlosch sofort wieder. Dunkle Gestalten verschwammen in einander, wuchsen ins Riesenhafte . . . Drohend türmte sich der „schwarze Ritter" vor ihm auf . . .

Wie ein Schraubstock preßte das Entsetzen dem einsamen Manne die Brust zusammen. Kaum noch wissend, was er tat, schoß er seinen Revolver leer. Wie eine Kette von Hammerschlägen prasselte das Knallen der Schüsse in sein Gehirn . . . Dann versank er in endlose Leere. —

Als er wieder zu sich kam, lag er in seinem guten Bett, und vor ihm saß zufrieden schmunzelnd der alte Kreisarzt. „Na, da wären wir ja wieder obenauf", sagte der und fügte anerkennend hinzu: „Bei einem reichlichen Liter Alkohol im Leibe und vierzig Grad Fieber zwei Banditen glatt zu erschießen, ist eine Leistung, zu der ich Sie wirklich beglückwünsche, Herr Baron!"

Der Angeredete sah ihn erstaunt und fragend mit noch etwas matten, verschlafenen Augen an.

„Jawohl", bekräftigte der Arzt seine Worte. „Aber den Gang lassen Sie zumauern; der ist nichts für unsere Zeit."



Bunte Chronik

* **Die gebrandmarkte Indianerbraut.** Der „Große Falke", mit seinem prosaischeren Zivilnamen Marcellus Hawkins aus New-York, dreißig Jahre alt, ist der Häuptling der letzten Seneca-Indianer. Seine Macht über den Stamm, der irgendwo im Osten der Vereinigten Staaten in seinem Reservat lebt, ist nicht sonderlich groß, doch umso unumschränkter ist seine Gewalt über seine Braut, die italienische Tänzerin Margaret Ricci. Flatterhaft, wie nun einmal die Girls vom Broadway sind, nahm es die schöne Margaret in einer nicht ganz einwandfreien Angelegenheit mit der Wahrheit nicht so genau und schwindelte ihrem angebeteten Häuptling etwas vor. Aber das Falkenauge erkannte bald die Lüge, und der „Große Falke" ersann ein Strafgericht. Er gedachte der Sitten seiner Väter und eröffnete der Lügnerin, daß er sie ihres Vergehens wegen brandmarken müsse. Die zitternde Margaret erklärte sich mit jeder Strafe einverstanden, wenn sie nur bei ihrem Häuptling bleiben dürfe. Auf sein Geheiß hin entblößte sie ihre Brust, und der „Große Falke" zückte das Werkzeug der Strafe, einen recht prosaischen Büchsenöffner. Damit schnitt er der ergeben aushaltenden Sünderin die Anfangsbuchstaben M H seines bürgerlichen Namens auf die Brust: "So bist du gezeichnet für immer!" Gerührt dankte ihm Margaret für die wenn auch schmerzhafte, so doch recht gelinde Strafe. Leider gibt es überall Klatschbasen, besonders beim Theater. So kam es, daß die rein private "Stammesangelegenheit" der Polizei angezeigt wurde. Die rief den Häuptling und seine gebrandmarkte Braut vor den Untersuchungsrichter. Beide bekannten ohne Umschweife das indianische Strafgericht und baten den Richter, sich nicht in ihre Sachen zu mischen. Doch der Kadi, der wenig Sinn für Indianerromantik besaß, schlug die Untersuchung nicht nieder, sondern entließ die beiden erst nach Stellung einer Bürgschaft von zwanzigtausend Dollar. Bis zum angesetzten Termin will der Richter eine Gesetzesbestimmung ausfindig machen, die den amerikanischen Staatsbürgern das Brandmarken ihrer Bräute verbietet. Der „Große Falke" und seine glückliche Squaw aber sind empört.

•

* **Der Mann mit dem beweglichen Schlüsselbein.** Auf eine ebenso bequeme wie eigenartige Weise verdiente sich ein früherer Offizier der englischen Luftflotte, George Williamson, seit langem sein Brot. Infolge eines Geburtsfehlers sind die beiden Teile seines rechten Schlüsselbeins nicht zusammengewachsen. Diesen Umstand machte sich Williamson zunutze, versicherte sich hoch gegen Unfall und trat dann mit der Behauptung hervor, durch einen Sturz das Schlüsselbein gebrochen zu haben. Die ärztliche Untersuchung stellte in jedem Fall auch den Bruch des Schlüsselbeins fest und die Versicherungsgesellschaften zahlten anstandslos. Seit 1922 hat Williamson auf diese Weise neunzehn Mal mit Erfolg das Schlüsselbein gebrochen und auf bequeme Weise gegen fünfzigtausend Mark „verdient". Beim zwanzigsten Male ist die Sache aber schief gegangen. Man kam endlich hinter seine Schliche, zeigte ihn wegen Betrugs an, und jetzt hat Williamson ein Jahr lang Gelegenheit, hinter schwedischen Gardinen einen neuen Erfolg versprechenden Trick auszudenken.

Lustige Rundschau



* **Naiv.** „Wie schlecht man doch heutzutage die Blinden behandelt! Eben lese ich im „Generalanzeiger", daß man im Schnellzug Hamburg—Köln zwei blinde Passagiere verhaftet hat."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.